

bildet eine detaillierte Schilderung der sieben Hauptarten, in denen Vf. „Giftwurzeln“ sieht, die „Satan, der böse Feind, in den Ackerboden der menschlichen Natur eingesenkt“ habe (63), während er später meint, diese Giftwurzeln seien — „Gott hätte es gar nicht anders machen können — mit einem aus Leib und Seele zusammengesetzten Wesen von selbst gegeben“ (88).

In diesem Zusammenhang wird auch das Laster der Unkeuschheit behandelt, dessen Hässlichkeit der Vf. in grellen Farbenzeichnet. Es ist die Rede vom niedrigsten (!) Trieb, der bei solchen Sünden die Seele ständig tyrannisiere (73). St. Bernhard wird zitiert: „Schließlich macht Gott dem Feuer der bösen Lust ein Ende durch das Feuer der Hölle“ (76). Bei der Unkeuschheit handele es sich, „sofort bewußt und ganz freiwillig die Lust um ihrer selbst willen gesucht wird, jedesmal um eine schwere Sünde, und wären es auch nur Gedanken und Begierden“ (74). Der Rezensent kennt keinen deutschsprachigen Moraltheologen, der so etwas heute noch lehrt. Es fehlt auch nicht der Hinweis (77) auf das „keusche Geschlecht, das im Lichte der Tugend glänzt“ (Weish. 4, 1 Vulg.). Bekanntlich lautet der Urtext anders. Mit einigen Ratschlägen zur Willensbildung schließt die allgemeine Moral. Man vermisst eingehendere Aufführungen über die Pflege sittlicher Grundhaltungen (Tugenden), die sich positiv auf das zu verwirklichende Gute richten. Das Wesen der christlichen Sittlichkeit scheint nach dieser Laienmoral in erster Linie im Meiden der Sünden zu bestehen. In dieser Hinsicht bemüht sich der greise Autor zweifellos in bester Absicht, Wegweisungen zur Gewissensbildung seiner Leser beizutragen, wie auch seine Darlegungen zum 1.—4. Gebot zeigen. Seine eindringlichen Mahnungen sind sicher sehr beherzigenswert. Eine den Menschen von heute überzeugende Laienmoral müßte sich aber doch wohl erheblich von Christenlehr-Vorlagen früherer Zeiten unterscheiden.

Dem Vollender des Werkes, Prof. Böcklinger, war durch den vorgegebenen Aufbau die Marschroute vorgeschrieben. Den restlichen Stoff des irdischen Pflichtenkreises legt er in leicht faßlicher Weise unter ausführlicher Berücksichtigung aktueller Moralfragen dar. Ein zu einem vertiefteren Studium der christlichen Sittenlehre anregendes Verzeichnis einschlägiger Literatur wurde dem Buch leider nicht beigegeben.

Graz

Richard Bruch

RAUH FRITZ, *Das sittliche Leben des Menschen im Licht der vergleichenden Verhaltensforschung*. (Eichstätter Studien. NF Bd. II.) (XV u. 380.) Butzon & Berker, Kevelaer 1969, Ln. DM 36.—.

Die vergleichende Verhaltensforschung steht weithin noch außerhalb des Gesichtskreises der Theologen. In den theologischen Nach-

schlagewerken hat der Begriff „Verhaltensforschung“ noch kein selbständiges Stichwort gefunden (siehe LThK 2X 187—179) und auch die moraltheologischen Standardwerke schweigen über diese junge Wissenschaft und die Fragen, die sie den Moraltheologen stellt. Aus diesem Grund verdient Rauhs Untersuchung von vornehmerein Beachtung. Wie sehr Fragestellungen dieser Art ein Gebot der Stunde sind, vermag allein schon der Bestseller aus der Feder von K. Lorenz „Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression“ (Wien 2<sup>o</sup> 1966) einsichtig zu machen. Rauh bezeichnet seine Arbeit nur als Versuch, die aus der Deutung menschlicher Verhaltensweisen seitens der vergleichenden Verhaltensforschung für die Moralpsychologie sich ergebenden Fragen beziehungswise Forschungsgegenstände aufzuzeigen (Vorwort). Sie betreffen das Verhältnis zwischen Mensch und Tier, die geistgewirkte Lenkung des natürlichen Triebbereiches beim Menschen, das menschlich freie und verantwortete Gewissen und endlich die Transzendenzfähigkeit des Menschen. Der Weg, auf dem Vf. zu diesen Fragen gelangt, nimmt seinen Ausgang von einem problemgeschichtlichen Überblick, er führt über die wichtigsten Begriffe der Verhaltensforschung (Bedürfnis und Trieb, Appetenz und Aversion, Schlüsselreize und „Angeborener auslösender Mechanismus“, Instinkt, Übersprung, Leerlauf und Ermüdung) zur Darstellung der evolutiven Grundlagen und der grundlegenden Ergebnisse der Ethologie, um in den Abschnitt auszumünden, der sich mit jenen sittlich relevanten Ergebnissen dieser Wissenschaft befaßt, die der Moraltheologe nicht länger wird ignorieren dürfen (1—275). Dieser Weg erscheint zwangsläufig, und der mit den Ergebnissen der vergleichenden Verhaltensforschung nicht vertraute Theologe kann bei der Lektüre dieses spannend geschriebenen Buches vollkommen vergessen, daß er durch die interessanten und erregenden Ergebnisse in eine recht heikle Fragesituation gebracht wird. Trotzdem nennt der Autor seine Untersuchung einen Versuch, und es spricht alles dafür, daß er mit diesem Terminus meint, was er besagt.

Die Gründe für diese Zurückhaltung werden im Gang der Untersuchung da und dort sichtbar. So macht der Autor eigens darauf aufmerksam, daß die vergleichende Verhaltensforschung vor ein kaum lösbares methodisches Problem gestellt sei, weil „die hohe Integrationsstufe des Untersuchungsmaterials mit ihren eigenen Gesetzen“ (15) das Detail, das es zu analysieren gilt, immer als eine in das Ganze eines Organismus verwobene Größe präsentiere. Als weitere Schwierigkeiten kommen hinzu die Gefahr, daß die Frage nach dem Warum einer Verhaltensweise mit der Frage nach dem Wozu vermengt wird (20 f), die Ambivalenz vie-

ler ethologisch-psychologischer Termini (21), der Mangel einer einheitlichen Begrifflichkeit (23 ff) und insbesondere die Unmöglichkeit, die Grenze anzugeben, an der, stammesgeschichtlich betrachtet, das Verhalten des Tieres zum menschlichen Verhalten wird (48), alles Momente, die die Deutung der Verhaltensweisen erheblich erschweren. Zwar helfen Formeln wie „moralanaloges Verhalten“ (159 ff) über Schwierigkeiten solcher Art hinweg, und Begriffe wie Anpassung (183) und Überschritt (265) erweisen sich als goldene Brücken, aber auf die Dauer vermögen sie die Tatsache nicht zu verhüllen, daß der Moraltheologe in der permanenten Gefahr der Grenzüberschreitung steht und vergleicht, was so eigentlich nicht verglichen werden darf, wenn der Neigung zur anthropomorphen Betrachtung des Tieres und zur biologistischen Sicht des Menschen (279 ff) ein Riegel vorgeschnitten werden soll, der der fortschreitenden Nivellierung des Menschen und seines Selbstverständnisses entgegenwirkt.

Selbstverständlich hat es keinen Sinn, die Fragen zu ignorieren, die der Theologie von der vergleichenden Verhaltensforschung gestellt sind, aber ebenso falsch und verhängnisvoll wäre es, wenn sich der Mensch künftig seine eigentlichen Fragen von den Ergebnissen einer Wissenschaft diktieren lassen wollte, die überhaupt erst aufgrund der Sonderstellung möglich geworden ist, die der Mensch auf dem Weg einer kausal-analytischen Betrachtungsweise absolut nicht einholen kann. Kritische Bemerkungen von der Art der folgenden haben natürlich ihren guten Sinn, denn es ist wahr: „Für das Altertum und Mittelalter war die Natur eine festgefügte Ganzheit, in der jedes Wesen — und auch der Mensch — einen ganz bestimmten Platz einnahm. Die Statik der damaligen Auffassungen wirkt auch noch in vielen naturwissenschaftlich längst überholten biologisch-medizinisch orientierten Vorstellungen der Theologie nach. Inzwischen hat aber die naturwissenschaftliche Forschung und insbesondere auch die Evolutionslehre gezeigt, daß die Natur kein zweckmäßig geordneter Kosmos ist, sondern in gewisser Hinsicht das durch Evolution gewordene Resultat von Gesetzmäßigkeit und Zufall. Dies gilt für die unbelebte Natur ebenso wie für die belebte, einschließlich des Menschen. Die naturwissenschaftlich-evolutive Sicht der Weltwirklichkeit muß auch den Menschen als Naturgestalt in der Dynamik eines steten Werdeprozesses sehen“ (301). Aber die Unbekannte, die sich hinter dem Begriff „Zufall“ verbirgt, nützt für das Fragen des heutigen Menschen nach seiner Zukunft höchstens insofern etwas, als sie diesem Menschen nicht mehr als hilfreiche Größe erscheint. Auch mit der Formel von der Selbstrealisierung des Menschen ist kaum etwas gewonnen, wenn diese Frage nach dem Selbst

des Menschen als von der Problemstellung der vergleichenden Verhaltensforschung *toto coelo* abgehobene Frage nicht ausdrücklich gestellt wird. Wird sie aber gestellt, dann drängt sie über alle Existentialien hinaus, und am Ende steht dann doch die Wesensfrage, für die in einem evolutionistischen Menschenbild kein Platz mehr zu sein scheint (297 ff).

Gleichwohl hat die vergleichende Verhaltensforschung für die Theologie ihre unersetzbare Bedeutung: Sie könnte als das Stimulans wirken, das den Menschen nötigt, der Frage nach seiner Sonderstellung mehr Gewicht beizumessen. Dieser Aspekt ist vom Autor nicht übersehen worden, aber er kommt zu wenig zur Geltung. Schon vom Titel des Buches her muß man fragen: Von woher fällt denn eigentlich Licht auf das sittliche Leben des Menschen? Die Sonderstellung des Menschen erscheint deswegen verkürzt, weil sie lediglich mit theologischen Formeln behauptet, aber nicht mit der Lebendigkeit eines ursprünglichen Fragens und Denkens behandelt wird, wie es in der vergleichenden Verhaltensforschung gegenwärtig ist. So kommt es dahin, daß der Schrecken, von dem die Graugans Martina auf ihrem abendländlichen Gang ins Schlafzimmer ihres Herrn befallen worden ist (100 f), bei dem Leser einen nachhaltigeren Eindruck hinterläßt als die Hinweise des Vf. auf die Sonderstellung des Menschen.

Aber hier wird die Kritik an einem Buch zur Kritik an der gegenwärtigen Theologie. Welcher Art diese Kritik ist, kann mit Hilfe des Verhaltensforschers K. Lorenz verdeutlicht werden. Lorenz berichtet in dem leserwerten Büchlein „Vom Weltbild des Verhaltensforschers“ (München 1968) einen Ausspruch, in dem W. Metzger die Fähigkeit der Philosophen, den Naturwissenschaftler zu verstehen, so einschätzt: „Es gibt Menschen, die durch erkenntnistheoretische Erwägungen am Gebrauch ihrer Sinne zum Zweck naturwissenschaftlicher Erkenntnis unheilbar behindert sind“ (98). Nachdem K. Lorenz dieses Bonmot bereits für seine eigenen Zwecke umgemünzt hat und jenen scharfsinnigen Forschern, „die besonders ‚objektiv‘ und naturwissenschaftlich zu verfahren meinen“, nachagt, sie würden „die eigene Wahrnehmung, soweit irgend möglich, aus ihrer Methodik verbannen“ (ebd.), darf es auch auf die Theologen umgemünzt werden. Es lautet dann so: Die Theologen werden auf der Hut sein müssen, daß sie vor lauter Sorge um Anpassung an die Gegenwart den Gebrauch ihrer geistig-geistlichen Kräfte zum Zweck eines ursprünglichen theologischen Denkens nicht unheilvoll behindern.

HÄRING BERNHARD, *Die Freude verkünden*. (103.) Ars sacra, München 1968. Geb. DM 9.30.